

Einführung



”Wenn wir nur von allem so viel hätten wie von der Zeit!”

Der notwendige Abschied von einer beliebten Klagehaltung

An manchen Tagen scheint uns die Zeit wie mit Füßen fortzulaufen. Eben noch haben wir überlegt, was wir alles erledigen wollen – und schon ist es wieder mal zu spät! Wir streichen Verabredungen. Wir planen um. Wir legen Wege zusammen. Wir eilen uns und wir hetzen.

Aber es nützt alles nichts! Die Zeit scheint schneller als wir. Wie im Märchen vom Hasen und von den Igelu ist es oft zu spät für das, was wir tun wollten und noch vorhaben. Es ist ein Elend.

Nur selten nehmen wir es genau umgedreht wahr. Das trifft dann noch empfindlicher. Denn manchmal wissen wir einfach nichts mit unserer Zeit anzufangen! Wir liegen stattdessen herum, blättern lustlos in der Zeitung und freuen uns, wenn der Abend einen Spielfilm zur Unterhaltung bringt. Dann wird der Tag wenigstens eine Aufregung gebracht haben. Wenigstens einen Kitzel gegen die Langeweile!

Einige haben diesen freilich seltenen Zustand sogar systematisch „geplant“. Es wird wohl besser alles „geplant“ in einem andauernd „zu kurz“ scheinenden Leben. Oft ein Jahr im Voraus wird da der Abstand vom augenblicklichen Druck Punkt für Punkt vereinbart. Am besten vertraglich, mit Rücktrittsklauseln! Das wird dann „Urlaub“ genannt. Es ist die Zeit, in der endlich aus dem rasenden Alltag „ausgespannt“ werden darf.

Nein: Es muss ausgespannt werden! Koste es, was es wolle! Und wenn es zwei oder drei volle Monatslöhne wären! Auch wenn wir dann drei Dinge gleichzeitig tun müssten: Animationen überstehen, uns erholen und „Kultur tanken“. Nur so ist der langweilige Alltag danach wieder schneller zu bewältigen. Es ist eine Freude.

Aber Halt! Das ist doch schon ein ziemlich merkwürdiges Wechselspiel aus Hetze und Langeweile! Wer sich Zeit „nimmt“, nachzudenken über die Hetze, die uns quält, und die Ruhe, die uns fehlt – der kommt sogar schnell noch auf weitere widersprüchliche Umstände jenseits seiner eigenen „stressigen“ Erfahrungen. Beispielsweise ist es ja alles andere als Urlaub, wenn einer gezwungenermaßen „Muße“ hat.

Gründe dafür gibt es wiederum viele. Aber sie klingen oft eigenartig nach Rechtfertigungen. Wer beispielsweise arbeitslos geworden oder pensioniert ist, der beklagt eher seltener den „Mangel“ an Zeit. „Freie“ Zeit wird dann plötzlich gar nicht mehr als Reichtum gesehen wie sonst üblich in unserer rasenden Gesellschaft, sondern als ein unnutzer Überfluss – als „überflüssig“ eben. Schlimmer noch: Die Menschen mit so viel Zeit werden von manchem politischen und zeitlichem Hetzer als „überflüssig“ angesehen. Irrer noch: Manchmal erscheint Zeit andererseits sogar denen „überflüssig“, die kaum welche für sich haben. Selbst wenn Menschen mit einem Arbeitsplatz allgemein und grundsätzlich am Seufzen sind über die misslichen Lebensumstände heutzutage, dann stellt sich der sonst beklagte „Stress“ oft genug denkwürdig anders dar: „Wenn wir nur von allem soviel hätten wie von der Zeit,“ heißt es dann fast sprichwörtlich.

Doch oft ist damit wohl eher nicht ein „Zuviel“ an Zeit, sondern ein „Zuwenig“ an Geld gemeint. Es „fehlt“ trotz der großen Hetze. Vielleicht aber, dies ist ein ungewohnter Gedanke, „fehlt“ es gerade wegen der Hast. Denn was alles muss man kaufen, um zu vergessen, dass es etwas Unbezahlbares gibt: Die Zeit.

Das alles wirkt wie unentwirrbare Widersprüche. Doch es ist nur zu vertraut. Man kriegt das alles schon irgendwie geregelt. Es klingt teils auch nach unversöhnlichen Gegensätzen.

Aber wer lebt gerne in Widersprüchen oder Paradoxien, wo Penthäuser und Resorts als erstrebenswerter gelten? Das will sich doch keiner nachsagen lassen! Man richtet sich ein. Zeit sieht zum Glück nicht immer aus wie bei IKEA gekauft.

Zumindest wirken die hier aufgeführten Situationen und Redensarten paradox. Manchmal auch lächerlich. Dennoch werden solche einzelnen, aber keineswegs vereinzelt Sätze oft sogar in ein und demselben Zusammenhang gesagt. Ohne Atempause. Hetze und Muße, Stress und Urlaub, Freizeit und Arbeitslosigkeit, Zeit und Geld wirken jeweils wie zwei untrennbare Seiten einer Medaille.

Es muss für ein Wesen aus einer anderen Welt (oder auch „nur“ Menschen aus der „Dritten Welt“) gerade so klingen, als würden da völlig verschiedene, einander feindlich gesonnene Eigenbrötler streiten. Oder gar als ob andere „Kulturen“ möglicherweise zwar vom selben Thema oder Gefühl redeten. Aber sie verstünden einander nicht im Mindesten. Geschweige denn, dass sie sich einigen könnten. Ist es denn so schwierig, auszudrücken, was da drückt? Ist es bloß die Zeit? Oder richtiger: Der Zeitmangel?

Im Grunde genommen sind sich doch alle irgendwie einig. Allerdings nicht zur selben Zeit. Denn Zeit „haben“ sie vermeintlich nicht. Erst recht nicht gemeinsam.

Doch es sind, im Ernst der heutigen Zeit, durchaus wohl kaum allein persönliche Widersprüche. Aber sind es nationale? Es sind mitnichten alles ausschließlich deutsche Besonderheiten, die den auffallend klagevollen, und selten lustbetonten Umgang mit der Zeit ausmachen.

Dem soll im Folgenden zur Einstimmung ins zeitliche Gedränge erst nur kurz nachgegangen werden. Zunächst liefert das Beispiel der Arbeitszeitverkürzungen und ihrer Kehrseite, der Intensivierung der Lebenszeit, einen Einstieg. Die Steigerung der freien Zeit, ob durch Mehrung oder Verdichtung, wirkt wie ein Weg weg vom Stress: Beides, Arbeitszeitverkürzungen und Lebensintensität, wurden eingangs schon erwähnt als seien es selbstverständliche Eckpunkte eines mehr oder minder bewussten Umgangs mit der Zeit. Dabei stehen dahinter, wie wir sehen werden, alles andere als eindeutige Orientierungen. Beides scheint vermeintlich ganz praktische Antworten zu geben auf die stets zu knappe Zeit: Die Arbeitszeitverkürzungen bringen mehr freie Zeit. Indem wir freie Zeit dann möglichst intensiv nutzen, haben wir mehr davon. So wird es jedenfalls in Statements von Gewerkschaftern und Politikern oder in Lebensratgebern in Illustrierten derzeit gern behauptet. Aber sind das wirklich Lösungen? Lösungen für welche Probleme eigentlich? Wir reden es uns jedenfalls gerne ein. Deshalb werden wiederum so oft Arbeitszeitverkürzungen öffentlich gefordert. Es ist eine Spirale. Aber ist der Bedarf gestiegen oder nur die Forderung nach „Mehr Zeit“? Und da, wo bereits „mehr Zeit“ ist, wird schon überlegt, wie wir, zum Zweiten, die wenige, „freie“ Zeit denn intensiver nutzen könnten. Es steckt zu viel Unausgesprochenes hinter den lockenden Schlagwörtern „Arbeitszeitverkürzung“ und „intensiv leben“. Es sind wohl keine so einfachen Lösungen wie sie zunächst klingen. Der Stress wird schlimmer. Es ist ein, wenn nicht gar „das“ Grundproblem des gerade beginnenden dritten Jahrtausends. Es ist nicht lokal und nicht nebensächlich und schon gar nicht individuell, wie mit Zeit umgegangen wird. Es geht um den letzten natürlichen Rohstoff, der auf diesem Planeten noch zu verteilen ist: Die Zeit. Besser gesagt: Es geht um die natürliche, aber nicht mehr so empfundene Ur-Zeit. Mit der kaum empfindbaren Uhr-Zeit kommen wir noch weniger zurecht als mit der naturgegebenen. Auch wenn alle so tun. Denn egal wie manche „Lösungen“ zur „Arbeitszeitverkürzung“ doch kleinlich und noch hetzig aussehen, beispielsweise die schon legendären „Rationalisierungen“ in Betrieben und Behörden: Es wirkt – das zum Trost – immer irgendwie zurück auf die Anderen, vielleicht sogar auf die gesamte Menschheit und mit ihr wiederum auf jeden Einzelnen, womöglich in einem ungeahnten, teilweise grundsätzlichen Ausmaß. Wie und wie sehr werden wir im Folgenden ebenfalls an vielen kleinen Beispielen noch sehen. Die Kleinteiligkeit und Alltäglichkeit dieser Beispiele soll helfen, nicht aus lauter Respekt vor dem klangvollen Ausspruch zu verharren, es treffe ja wohl alle und jeden, die Welt und den Nachbarn, Dich und mich, das Allgemeine und das Private, das Grundsätzliche und das Persönliche. Zeit ist eben so zentral in unserem Leben. Das wird selten eingestanden. Weil die Macht über die Zeit, was noch nahezu unbemerkt ist, die Macht über die Menschen ist und damit über alles, was sie besitzen – deshalb muss die Rede auch auf „die Welt“ und ihre Änderung kommen. Auch, wenn es zunächst vermessen klingt.



Wie wir uns den „Zeit-Mangel“ einreden (lassen) und pflegen

Es klingt nur am Anfang überzogen, Stress und Macht zusammenzubringen. Es ist ganz schlicht gemeint: Der Mensch kommt eben mit nichts anderem zur Welt als mit der Zeit. Sie ist die Dauer seines Lebens. Mal länger, mal kürzer.

Wer die Zeit aus der Hand gibt – egal ob durch Arbeit, Familie, Eigenheimbau oder was auch immer – „verschenkt“ sein Leben an Umstände oder andere Menschen. Da und dann wird er machtlos.

Es wird allerdings zumeist anders empfunden. Wer nämlich in der Illusion lebt, der „Herr über seine Zeit“ zu sein, „nutzt“ sie nach seinem besten Selbstverständnis. Er richtet sich im Leben ein wie in einem Einfamilienhaus. Er hält Zeit und Leben auseinander. Ihm gerinnt die Zeit durch Arbeit in allerlei nützliche wie auch in überflüssige Güter. Er hat vermeintlich nichts „verschenkt“. Was er dadurch besitzt, kann er dann zeigen. Zeit wird so sichtbar. Der sie „genutzt“ hat, kann mit dem ganzen Recht der guten Sachen sagen: „Dies ist mein Leben.“

Es ist nicht mehr und nicht weniger als das, was er sich verdient und geschaffen haben. Wenn er Pech hat, wird dann mitleidig gelacht. Wie in der Werbung, wo das Vorzeigen von Haus, Auto und Swimming Pool auf Fotos immer nur noch größere, getätigte Ausgaben des Anderen aus dessen Brieftasche hervorlocken, wo einst die Bilder der Lieben verwahrt wurden – aufgenommen ebenfalls im Westenformat ...

Auch wenn solch Vorgezeigtes sogar diesen Menschen überdauern sollte, der stolz war, was er mit „seiner“ Zeit „schuf“ – die Zeit darin ist bereits für den verloren, der sie vorzeigt. Er hat bereits alles ganz früh verloren – er, der sie zu „besitzen“ glaubte, indem er sie auf Vitrinen stellte, in Carports parkte oder auf die Couch-Garnitur legte wie gekniffte Kissen oder im Portemonnaie einsteckte wie eine Visitenkarte.

Dies ist schwer zu begreifen in einer Gesellschaft, in der jemand eben das ist, was er hat. Und „mehr hat“ vom Leben angeblich, wer sich eben keine Zeit lässt und hetzt ohne jede Pause!

Das wird in diesen Betrachtungen zusammenfassend die „Non-Stop-Gesellschaft“ genannt. Ein wenig boshaft und mit doppeltem Sinn eingedeutscht könnte sie auch eine völlig „haltlose“ Gesellschaft heißen. Es gibt auch scheinbar deswegen keinen Halt, weil alles immer weiter gehen muss.

Wie die Uhren, die immer weiter laufen, mal im Kreis, mal wie die Digitaluhren scheinbar geradeaus ins Unendliche. Wie Hase und Igel. Deshalb steht am Ende der Betrachtungen auch der Rat, endlich anzuhalten: Sich Aus-Zeiten zu verschaffen, um Zeit zu haben.

Das Leben ist ja kein Uhrwerk. Wer maßt sich an, dagegen anzurennen? Wer ist Hase? Wer ist der Igel? Wer wollte seine Zeiger nicht beliebig vor- und zurückstellen können? Die meisten Menschen in den westlichen, den „reichen“ Gesellschaften (trotz all ihrer Abermillionen Arbeitsloser – und damit unfreiwillig Zeitreichen) haben sich nämlich nur äußerst ungern daran gewöhnt, dass der Tag vierundzwanzig Stunden hat. Sie meinen, eher die Uhren nach ihrem Leben aufziehen zu müssen. Die gegebene Zeit reicht ihnen nicht. Sie hätten die Tage gerne länger, um „alles zu schaffen“: Nicht nur die Arbeit, sondern auch gleich noch das eigene Leben.

Am besten wäre ein „36-Stunden-Tag“! Dann wären die Tage endlich lang genug. Man könnte alles schaffen und hätte noch Zeit. Vielleicht.

Manche „machen“ daher provisorisch schon mal die Nacht zum Tag oder umgedreht. Im Frühjahr 2004 erschien der Roman „Wir schlafen nicht!“, in dem Kathrin Röggla die hastende Lebens-„Philosophie“ einer schlaffeindlichen Subkultur vorstellt. Ein ziemlich ausgeschlafenes Buch, voll im Trend und in der Mode.

Nicht die Uhr-Zeit stellt sich gegen uns Gestresste und unser eiliges Leben. Im Gegenteil: Wie wir uns auf sie einstellen, ist die eigentliche Gegnerschaft. Aber wer mag schon erkennen, dass er sich selbst der liebste Feind ist? Wir führen einen Krieg gegen uns selbst – das aber ein bisschen plötzlich! Es ist ein Blitzkrieg, weil wir keine Zeit zu haben meinen. Aber irgendwie nutzt alles nichts. Der Tag ist nun mal 24 Stunden „lang“ oder „kurz“. Wenn nicht gerade die jährliche Uhr-Umstellung von der „Sommer-“ auf die „Winterzeit“ wenigstens einmal im Jahr einen „25-Stunden-Tag“ beschert, dem heimwerkerhaften Versuch, die Tage „länger“ zu machen. Gibt es also einen durchgängigen „Mangel an Zeit“? Oder ist es gar ein „Mangel der Zeit“?

Es scheint so, als wäre der Mangel naturbedingt – welcher Art er auch immer sein möge. Gegen die Natur hilft nichts. Selbst, wenn die Nacht zum Tag gemacht wird! Es nutzt nichts. So glauben wir. Denn egal wie wir es und uns drehen, wie wir hetzen und gehetzt werden: Durchschnittlich wird sowieso schon mal ein ganzes Drittel der Lebenszeit verschlafen, egal zu welchen Uhrzeiten. Zweitausendneunhundert Stunden „verschläft“ der rechnerische Durchschnittsmensch jährlich. Das sind über hundertzwanzig Tage, also das Vierfache des üblichen deutschen Jahresurlaubs. Da liegt ein „Zeitmangel“ nahe. Wohligh schlummert er bereits neben uns auf den Kissen. Wehe, wir werden wach!

Andererseits heißt ein landläufiges Sprichwort doch „Zeit ist Geld“. Aber im Schlaf verdienen es nur Wenige. Im Gegenteil: 5.860 Stunden wacht der Mensch wie ein Kettenhund, dass ihm sein Leben nicht wegkommt. Aber irgendwie passiert es dennoch. Und eigentlich weiß kaum jemand wie. Es wird viel gebellt, aber es ist kein Einbrecher zu sehen. Was ist da los?

Hinweise auf Hinterhalte und anderes Hintersinnige gibt im Zweifel immer wieder der deutsche Gesetzgeber. Vom Beginn dieses Jahrhunderts an hatte er sich vom „Nachtwächterstaat“ zum Gestalter der Zukunft an der Jahrtausendwende aufgeschwungen. Lichtvolle Beispiele für diese staatliche Entwicklung waren dann am Ende des vorigen Jahrhunderts die „Verlängerung der Ladenöffnungs-Zeiten“ oder die „Aufhebung des generellen Verbots der Wochenendarbeit“. Im hundert Jahren war damit das Gegenteil dessen erreicht, wofür man sich über mehrere Generationen eingesetzt hatte. Endlich „darf“ auch am Wochenende Stress und Arbeit sein. Endlich darf kurz vorm Zubettgehen eingekauft werden.

Doch wurde mit diesen letzten „Liberalisierungen“ wenigstens ein Teil des „Zeitmangels“ behoben? Was genau an „Freiheiten“ brachte es? Außer eine Woche ohne Ende und nächtliche Heimwege für Verkäuferinnen? Hat es die gestresste Gesellschaft bereichert?

Sehen wir auf vorangegangene Reformen. Gleich nach der „Währungsreform“ und der Verabschiedung des Grundgesetzes wurden beispielsweise 1950 noch 2.700 Stunden für „Arbeit“ und den Weg dorthin verwandt. Das war noch am Beginn der bundesrepublikanischen Staatlichkeit und der von ihr begünstigten, scheinbar zeitlosen Wirtschaftsform des „sozialen Marktes“. Sechzehnhundert Stunden waren seinerzeit der „Freizeit“ vorbehalten und 1.560 Stunden anderen Verrichtungen. Die gesetzliche „Arbeitszeitordnung“ jener frühen „Aufbau-Jahre“ nach dem Zweiten Weltkrieg war entsprechend streng. Die Gewerkschaften, allen voran die *Industriegewerkschaft Metall*, erkämpften 1956 in wochenlangen Streiks wenigstens den „freien Samstag für Vati“. Das war schon ein Fortschritt.

Doch wozu? Wo führte das hin? Es ging schrittweise von der „Sechs-Tage-“ auf die „35-Stunden“-Woche zu – und bei VW zur „Vier-Tage-Woche“. Der Zeitverschleiß ist fünfzig Jahr später um fast ein Drittel gesunken: Auf zweitausend Stunden jährlich für Arbeitszeit und Arbeitsweg. Trotz dieser und anderer zwischenzeitlich errungener enormer „Arbeitszeitverkürzungen“ ist die „Freizeit“ statistisch jedoch nur um fast ein Viertel (auf 2.100 Stunden) gestiegen! Als im Sommer 2003 die *IG Metall* in Ost-Deutschland für die Einführung einer Woche mit vermeintlich nur 35 Stunden streiken ließ, da war in Interviews mit Streikenden oft lediglich davon zu hören, dass man endlich eine „Anpassung an den Westen“ wünsche. Von der Sehnsucht, vom Stress wegzukommen, war da keine Rede. Wo Papi am Samstag ist, war wurscht.

Und als wäre solch Neid auf den vermeintlichen Zeitreichtum da irgendwo im Westen nicht schon denkwürdig deutsch genug: Die zitierten und sonstigen Zeit-Zahlen nach einem halben Jahrhundert wirtschaftlicher „Wunder“ wirken nach der „Jahrtausendwende“ nüchtern, wenn nicht gar ernüchternd. Ihre verborgene zeitliche Beziehung stellt ein verdrängtes Politikum in Deutschland dar. Wie es überhaupt merkwürdig ist,

dass sich zwischen 1992 bis 2002 die Jahresarbeitszeit in West-Deutschland um 71 Stunden auf durchschnittlich 1557 Stunden verkürzte – und dennoch geklagt wird als sei es ein seltenes Joch.

Weltweit wird nirgendwo weniger Zeit auf der Arbeitsstelle verbracht. Lediglich niederländische, dänische und französische Arbeitnehmer sind gegenüber Ost-Deutschen weniger im Betrieb, nämlich 15 bzw. 35 und achtzig Stunden im Jahr. In den oft hoch gelobten USA mit einer üblichen Vierzig-Stunden-Woche müssen jährlich fast 350 Stunden mehr geleistet werden.

Was wird da also landläufig verglichen, wenn ganz allgemein geklagt wird? Was wird ersehnt oder verdrängt? Warum ist überall Zeit, nur nicht gerade hier? Auch im Land selber ist es allerdings wohl schwierig, die Maßstäbe zu finden, um sich vernünftig über Zeit und Stress zu unterhalten.

Über die letzten Jahrzehnte ergibt sich für Deutschland nämlich, wie schon angedeutet, eine denkwürdige Rechnung: Die „Arbeitszeit“ sank seit den Fünfziger Jahren in Deutschland im Schnitt um 15 Stunden die Woche. Das sind immerhin sechzig Stunden im Monat. Rein rechnerisch hätten Arbeitnehmer somit weit über dreitausend Stunden, also 125 Tage, im Jahr „gewonnen“. Doch der statistisch nachgefragte „Gewinn“ an „Freizeit“ macht kaum fünfhundert Stunden aus, also nicht einmal 21 Tage. Das heißt: Nicht einmal ein Sechstel der Tages- und Stunden-Zahl, die durch das Weniger an Arbeit „frei“ wurden, sind auch „Freizeit“ geworden.

Die Diskussion um weitere „Arbeitszeitverkürzungen“ geht daher trotz aller Hetze in der NON-STOP-GESELLSCHAFT womöglich an der Sache vorbei. Nicht nur, weil beispielsweise die Wege zur Arbeit immer länger dauern. Längst haben sich wohl andersartige zeitliche Belastungen ergeben, einerseits durch eine Arbeitsintensivierung und andererseits beispielsweise durch das Vordringen der Single-Gesellschaft eine Zersplitterung von Lebenszusammenhängen. Davon später.

Sie sind jedenfalls inzwischen die gängigen Gegenpole zur Intensivierung der Lebenszeit und zur Arbeitszeitverkürzung. Sie scheinen zu verhindern, dass der statistisch nicht zu bestreitende „Gewinn“ an Zeit im Leben eher einem Verlust gleichkommt.

Es ist, wie die eingangs erwähnten Widersprüche, eine kuriose Wirklichkeit: Auch wenn die „freien“ Stunden zunehmen, wächst die Zahl der „fehlenden“ ähnlich. Je mehr erreicht wird, was gefordert ist, desto mehr hat man es nötig ...

Die Uhr-Zeit steht uns also eigentlich günstig. Aber die gefühlte Zeit hinkt hinterher. Es gibt keinen „Zeit-Mangel“. Aber wir pflegen ihn.

Wir reden ihn uns ein, nicht zuletzt, weil Andere ihn nicht so ganz ernst nehmen. Das verschärft den merkwürdigen, zunächst sozialpsychologischen Vorgang auch noch politisch. Denn der (gewerkschaftliche) Wunsch nach Arbeitszeitverkürzungen hat bei

aller Sehnsucht, vom Stress wegzukommen, eine dunkle Kehrseite. Es ist ja gar nicht so unrealistisch, noch weiter zu „verkürzen“, wie diejenigen bestreiten, die ihrerseits die Arbeitszeit sogar noch verlängern wollen. Faktisch ist die Arbeitszeit bereits für weit über vier Millionen Menschen in Deutschland weiter „verkürzt“ worden als je tariflich beabsichtigt. Für Viele sogar auf Null. Damit erst wurde dem jahrelangen Gerede von der „Freizeitgesellschaft“ Deutschland, das gegen jegliche „Arbeitszeitverkürzungen“ angewidert ins Feld geführt worden war, der Boden bereitet. Denn diese Menschen haben nur noch „Freizeit“. Aber was für eine? Die bisherige erfolgreiche, faktische und teils ungewollte Politik der „Arbeitszeitverkürzungen“ hat das Problem nicht beseitigt, sondern im Gegenteil – wie gesagt – verschärft.

Zuletzt brachte die sozialdemokratisch-grüne Bundesregierung im Sommer 2003 statt weiterer „Arbeitszeitverkürzung“ eine zusätzliche „Streichung von Feiertagen“ und „Urlaubsansprüchen“ ins Gespräch. Das wird kaum die gesellschaftlichen Zeit-Probleme mildern. Von ihrem behaupteten, aber fraglichen betriebs- und volkswirtschaftlichen Nutzen ganz zu schweigen! Doch auch davon später.

Solche und andere Widersprüche, sowie die dahinter verborgenen widerstreitenden Positionen werden uns durch diesen Essay begleiten. Es bleibt dabei eine ständige Frage, warum sich Menschen einerseits immer mehr sehnen, dass die Tage länger sein würden – andererseits aber ihre „freie“ Zeit (zumindest rechnerisch) so stark zugenommen hat, dass dies alles andere als nötig wäre.

Nur wer das Thema „Zeit“ in allen Facetten und im Detail direkt und konkret anpackt statt ganz allgemein und abgehoben über die „Verkürzung der Arbeitszeit“ zu reden, wie es einige Gewerkschafter und die Parteien derzeit noch tun, wird in den kommenden Jahren in der Politik wirklich gestalten können. Es geht längst um mehr als die ungerechte Verteilung der Arbeitsplätze!

Dennoch sehen die Lösungsversuche immer wieder verzweifelt gleich aus. Die beim Abschließen dieses Buches beispielsweise in einem Tarifstreit von der Hessischen Metall-Industrie geforderten „Arbeitszeitverlängerungen“ wären jedenfalls alles andere als produktiv oder fortschrittlich gewesen. Sie wären für die NON-STOP-GESELLSCHAFT nach all den jahrzehntelang vorangegangenen Arbeitszeitverkürzungen nicht nur im Januar 2004 ein faktischer Rückschritt. Ein halbes Jahr nach dem missratenen Streik der *IG Metall* in Ost-Deutschland zur Einführung der 35-Stunden-Woche waren sie ein wörtlich hetzender Affront. Im Juli 2004 rang der Handy-Hersteller *Siemens* seinen Arbeitnehmern die Vierzig-Stunden-Woche ohne Lohnausgleich ab – diese müssen nun fünf Stunden länger ackern, damit noch mehr Gören preisgünstiger mit Handys Schulden anhäufeln können. Auch andere Arbeitgeber wie *Daimler-Chrysler* verlangten danach gleich drastische Verlängerungen der Arbeitszeit.

Es wird allerdings für die gesellschaftliche Zeit nichts bringen. Schon ab den Neunziger Jahren forderten sowohl Christdemokraten als auch „Liberale“ immer wieder harsch die generelle Wiedereinführung der Samstags- und der Sonntagsarbeit. Nicht nur das: Sie verlangen gar originell die Wiedereinführung der „40-Stunden-Woche“. Die Produktivität war gleichwohl hoch.

Es war kein ideologischer Ausrutscher allein. Verknüpft wurde damit oft die Forderung nach einer Heraufsetzung des Rentenbeginns. Es wird damit indirekt eine „Extensivierung“, also eine Ausdehnung des Arbeitslebens, gepredigt. Dies aber keineswegs, um die Arbeitshetze durch eine längerfristige Zeitverteilung zu verlangsamen! Und auch nicht, um die ungewollte Arbeitslosigkeit endlich zu bekämpfen. Schon gar nicht, um ähnlich wie die „Slow Food“-Bewegung, die sich gegen Fertiggerichte und das Herunterschlingen wendet, umgekehrt eine „Slow-Production“-Ideologie zu verbreiten. Nein, lediglich die noch zu steigernde Hetze soll für die Arbeitsplatzbesitzer verlängert werden! Weil jene etwa zu wenig leisteten? Im Gegenteil: Die vermeintliche (weil nur zeitlich und nicht beispielsweise in Stückzahlen ausgedrückte) „Verringerung von Arbeitszeit“ wird allerorten wie selbstverständlich mit der größeren Auspressung, der Extensivierung, ausgeglichen. Seit vielen Jahrzehnten wird bereits mit jeder verkürzten Arbeits-Zeit von den Betrieben (und noch nicht vom Gesetzgeber) stets eine noch höhere Produktion abverlangt. Mit ihr könnte die Verkürzung also von den Betrieben finanziell „ausgeglichen“ werden! Die Hetze aber, die mit der Verkürzung der Arbeitszeit gemindert werden sollte, nimmt so noch mehr zu. Aber noch aus anderen Gründen „braucht“ es keine zusätzliche Arbeitszeitverlängerung, um immer mehr Waren auszustoßen:

- Warum angesichts der hohen Arbeitslosigkeit, der hohen Arbeitszeitverkürzungen und der enormen Zunahme der Produktivität dann seit Anfang der Neunziger Jahre zunächst von den Christdemokraten und „Wirtschaftsliberalen“ und inzwischen auch von der rot-grünen Koalition immer wieder die „Verlängerung der Lebensarbeitszeit“ diskutiert wird, kann nur schwer mit Vernunft erklärt werden. Komischerweise sollen dadurch beispielsweise die Arbeitsplatzinhaber mit ihrer Lebenszeit mehr Rente einzahlen. So eine Begründung. Sie zahlen mehr ein für eine Rente, die andere durch zwangsweise „Verkürzung“ ihrer Arbeitszeit verfrüht erhalten. Für sie selber wird dadurch am Ende nicht mehr viel Rente übrig bleiben – wenn sie diese nach all der Hetze überhaupt erleben.

- Warum gibt es diese tiefe Kluft zwischen dem, was viele Menschen wollen, und dem, was viele Politiker, ob in der SPD, bei den Grünen sowie anderen selbst ernannten Gesellschaftsreformer fordern? Solche uhr-zeitlichen „Reformen“ sind angesichts des landläufig empfundenen Zeit-Mangels bei gleichzeitiger Zunahme der Zeit-Gestaltungsmöglichkeiten geradezu vor-zeitlich. Es wäre ein „Fortschritt“ zurück in die Vergangenheit der frühen „Arbeitszeitverordnungen“ eines Nachwächterstaates. Es wird aber so getan als wäre es der Stein der Weisen: Dass alles so werden soll wie es längst war.

· Was wäre daran weise, noch weniger Zeit zum Leben zu haben? Es ist wohl mehr ein schwerer Stein, der auf einer dadurch bedrückten, deutschen Seele ruht. Denn das Klagen über eine Krise wird mit dem Zungenschlag der Luxusverwöhnten erzählt: Als gäbe es von nichts mehr als von der Zeit. So, als würde man überall ständig sagen: „Wenn wir nur von allem so viel hätten wie von der Zeit!“ So als würde man sich beim Lügen selber nicht hören. Die „Verkürzung der Arbeitszeit“ beinhaltet jedenfalls – wie schon die wenigen obigen Zahlen andeuten – noch keinen automatischen „Gewinn“ an Lebenszeit. Die Verlängerung erst recht nicht.

Diese Absurdität solcher politischer „Reform-Ideen“ und ihre versteckte Zynik sind keine Einzelfälle. Auch die politisch vehemente Förderung von „Mini-Jobs“ seit Ende der Neunziger Jahre täuscht arg über alle Lebensgrundlagen hinweg. So wie die Einnahme mehrerer „Mini-Mahlzeiten“, die in der Regel gehaltlose Industrie-Snacks sind, keine gesunde, ausgewogene Ernährung ist. Snacks ersetzen keine Lebens-Mittel. „Mini-Jobs“ sind auch keine satt machenden Lebensmittel.

Denn die „kurze“ Arbeitszeit führt wegen des geringen Entgelts dazu, dass mehrere „Mini-Jobs“ ausgefüllt werden müssen. Mit der Lebenszeit der Menschen wird also noch respektloser zugunsten kurzfristiger Gewinne umgegangen. Es gibt in der öffentlichen Debatte derzeit, wie schon die wenigen Beispiele andeuten, wenig Ausgewogenheit zwischen Lebens- und Arbeitszeit. Auch die favorisierte „Teilzeit-Arbeit“, die für mehr Lebenszeit und mehr Arbeit sorgen soll, ist reine Augenwischerei. Anfang der Neunziger arbeiteten bereits 4,7 Millionen Menschen (14 Prozent) in sogenannter „Teilzeit“. Zu Beginn dieses Jahrtausends waren es 20,8 Prozent. Doch von diesen 6,8 Millionen Beschäftigten waren 5,87 Millionen Frauen und ganze 0,93 Millionen Männer. Diese geschlechtsspezifische Verteilung der Arbeitszeit ist weder wirtschaftlich begründbar, noch in der Aufteilung der Lebenszeit zu rechtfertigen.

Frauen unterliegen in vielen westlichen Gesellschaften dieser Geringachtung ihrer Lebenszeit; sie bekommen zumeist gar kein Geld für ihre Arbeit. Der Sexismus ist längst nicht dadurch abgeschafft, dass Frauen in vielen Ländern rauchen, ihre Frisuren und das Gesicht offen zeigen oder wählen dürfen. Von ihrer viertelstündlichen „Wahl“ der Binden für String-Tangas in der Fernsehwerbung ganz zu schweigen.

Bei der ebenfalls politisch geförderten „Leiharbeit“ – angeblich zur Senkung der Arbeitslosigkeit – ist das Geschlechterverhältnis übrigens genau umgekehrt. Seit 1997 stieg ausgerechnet unter der rot-grünen Regierung die Zahl der Beschäftigten in Zeitarbeitsunternehmen um über fünfzig Prozent. Die *Verwaltungsberufsgenossenschaft* stellte 2001 jedoch verblüfft fest, dass 77 Prozent der rund 782.000 Beschäftigten Männer waren. Nach einer Studie der *Industrie- und Handelskammern* und dem *Institut der deutschen Wirtschaft* galten bereits in 2003 für 63 Prozent aller Arbeitnehmer „flexible Arbeitszeiten“. Ob sie bei einem Arbeitgeber oder in der „Leiharbeit“ etwas am arglosen Umgang mit der Lebenszeit ändern konnten, muss bezweifelt werden.

Wenn wir nur von allem so viel hätten wie von der Zeit? Haben wir denn überhaupt noch Zeit? Oder haben wir Zeit noch nötig? Wer will da also ständig „mehr“ Zeit haben – und von wem? Arbeitnehmer vom Arbeitgeber? Gesetzgeber vom Bürger? Männer von Frauen? Oder geradewegs umgekehrt? Oder eher jeweils Beide von Beiden? Oder sowieso Alle von Allen? Macht das die Auseinandersetzung um die knappe Zeit so schwierig?

Es gibt beispielsweise zwischen „Arbeitsverkürzungen“, Lebens- und Wochenarbeitszeitverlängerung, „Teilzeitarbeit“, „Mini-Jobs“, „flexibler Arbeitszeit“ oder gar „Leiharbeit“ jedenfalls keinerlei Diskussionsfaden, schon gar nicht einen, der die auseinanderstrebenden Bedürfnisse und Interessen berücksichtigen würde. Und es gibt auch kein zeitliches Ziel für diese „Reformen“, ein gesellschaftliches am allerwenigsten.

Man könnte ja beispielsweise die höheren Produktionsausstöße zur Finanzierung der Renten nutzen. Unbeachtet blieb bisher auch das Argument, dass die Verkürzung der Arbeitszeit dazu dienen kann, mehr und mehr neu einzustellende Menschen den Produktionsausstoß auf einem vereinbarten Level halten zu lassen – statt „grenzenloses Wachstum“ zugunsten immer Wenigerer zu predigen.

Dazu sollen im Weiteren einige Beobachtungen, Überlegungen und Argumente vorgestellt werden.

Auch werden erkennbar „falsche“ Wege kommentiert. Diese Bewertung „falsch“ rührt zumeist aus dem durchaus erkennbaren Unterschied zwischen einer Wahrnehmung und einer Wirkung oder dem Widerspruch zwischen Gewünschtem und Verwirklichtem oder Gefordertem und Vernachlässigtem.

Es meint also nicht immer gleich, dass etwas beispielsweise moralisch verwerflich wäre. Allerdings spart dieser Essay nicht an Positionen, die auch mit Vorwürfen markiert werden. Wer diese Bewertungen wiederum „falsch“ findet, ist herausgefordert, sie zumindest für sich klar zu legen. Das ist ein erster wichtiger Schritt, mit der eigenen Zeit und der Anderer umzugehen. Doch „richtige“ Wege kann jeder nur für sich selbst herausfinden. Im Gespräch mit Anderen, in Parteien oder Gewerkschaften, können dann gesellschaftliche Lösungen gesucht werden. Denn nur die Auseinandersetzung über das „Richtige“ und „Falsche“ der gesellschaftlichen Zeit kann etwas an dem größtenteils unbewussten Erleben der Zeit ändern.



Das „Haben“ und das „Brauchen“ von Zeit

– Zu Lösungen von Problemen, die wir gar nicht haben?

Nichts ist jedenfalls gewonnen mit einer „kürzeren“ Arbeitszeit. Und auch nicht mit einer längeren. Es folgte nach aller Erfahrung vermutlich in beiden Fällen nur eine noch größere Erschöpfung. Die sollte doch gerade dadurch vermieden werden. Von der „kürzeren“ Arbeitszeit hat der erschöpfte Einzelne nicht sehr viel – weder qualitativ, noch zeitlich. Davon später noch einmal mehr.

Es ergäbe sich allerdings auch ohne eine weitere „Verkürzung“ der Arbeitszeit und ohne eine bisher ausbleibende nennenswerte Zunahme der „Freizeit“ scheinbar doch ein anderer Nutzen: Wenn nämlich stattdessen in der „freien“ Zeit das Leben – genau wie bei der Arbeit – „intensiviert“ wird, um die eigentlich notwendigerweise längeren Erholungspausen auszugleichen. Also „muss“ dann auch schneller erlebt werden – oder irgendwie kompakter.

Bei dieser Beschleunigung der Lebenszeit – entsprechend zur bewährten Arbeitszeitverkürzung mit deren verbundener, gewohnter Beschleunigung – von „Lebenszeitverkürzung“ zu reden, hat sich bisher verständlicherweise noch niemand angewöhnt. Obwohl dieser Vorgang dem der „Arbeitszeitverkürzung“ nicht unähnlich ist – und auch gleichermaßen selbst-mörderische Folgen zeitigen kann.

Eine rasende „Erlebnisgesellschaft“ zieht den Augenblick jedenfalls ohne Rücksicht auf Verluste der Muße vor. Alles wird ganz toll „intensiv“. Das „Ereignis“ ersetzt als „Erlebnispaket“ den langsamen Genuss. Die Ursache liegt in der unnötigen und unbedachten Angleichung der Lebens- an die Arbeits-Welt – zwei einander feindlich gesonnener Planeten. Doch was genau ist da seelisch oder in Gedanken passiert? Wie kam und kommt es zu der Feindschaft? Wie tobt jener stille Krieg? Jener BLITZKRIEG GEGEN SICH SELBST? Es ist schwer durchschaubar, wie zur Einführung diese wenigen alltäglichen Beispiele und ihre Spannweite zeigen. Denn zusammengefasst deutet trotz aller Spannungen wenig auf die äußeren Ursachen des inneren Konfliktes:

- Beim „Haben“ hat sich also in den letzten fünfzig Jahren des letzten Jahrtausends im gesellschaftlich kaum anerkannten und unzureichend oder gar nicht geführten „Zeitkonto“ eines Menschenlebens offenbar nicht sehr viel geändert – auch wenn es auf den ersten Blick so aussieht (beziehungsweise: so aussah).

- Beim „Brauchen“ von Zeit, das sowieso immer sogleich dem Anteil der „freien“ Zeit zugeschlagen wird, sind die Bewegungen noch geringer.

Es scheint eben, als ob die Zeit-Aufteilung so etwas wie „naturegegeben“ sei. Als könne nichts mehr geändert werden. Die verbleibenden sechzehn wachen Stunden des Tages nach und vor der Arbeit werden – jedenfalls im statistischen Mittel – zu einem Achtel für Körperpflege, Ankleiden und Essen benötigt. Fast ein Drittel wird in Deutschland für „Mediennutzung, Gespräche, Sport und Kultur“ aufgewandt. Das hat das *Statistische Bundesamt* herausgefunden. Natürlich. Ganz klar.

Man muss eben nur Zeit haben, so etwas zu berechnen. Aber wozu? Spiegelt diese weitreichende Zeit-Verteilung denn „Notwendigkeiten“ wider, ein beinahe zeitlos objektives oder gar körperliches „Brauchen“? Brauchen wir denn wirklich über zehn Stunden täglich nur für solch bescheidene Bedürfnisse wie Schlaf, Hunger, Hygiene? Ist bei solchen Eckpunkten denn gar kein Spiel mehr für „mehr“ freie Zeit? Muss also alles immer „intensiver“ sein wie auch bei der Arbeit alles immer „effizienter“ zu sein hat?

Der Alltag wird mit durchschnittlich 25.000 Anläufen im Leben zugegebenermaßen ohnehin sehr schnell zu einer ziemlich langwierigen, meist aber fälschlich als „langweilig“ beschimpften Angewohnheit. Acht Stunden Schlaf pro Nacht ergeben eben vier Monate Schlaf im Jahr. Andererseits ergibt eine Stunde Fahrtzeit zur Arbeit pro Tag in vierzig Arbeitsjahren volle zwei Jahre Lebens-Zeit. Das ist weniger bekannt und wird noch weniger bedacht. Über das Zähneputzen wollen wir hier nicht lange reden. Es benötigt nach der ärztlichen Verordnung, dreimal täglich fünf Minuten zu säubern, immerhin von den Milchzähnen bis zum Gebiss oder kleineren Prothesen über ein halbes Jahr. Der Zahn der Zeit nagt eben stark. Da hilft keine Kosmetik. Es gibt noch mehr solche Zeitknabberer. Allein das Öffnen von Briefen, die sich ohnehin danach zumeist als Werbung herausstellen, beansprucht lebenslang acht Monate. Wenn man sie danach nicht auch noch liest ...

Ungeachtet der „Arbeitszeitverkürzungen“ und der modischen Formel von der „Freizeitgesellschaft“ – also den beiden scheinbar sich ergänzenden großen, faktischen Zeit-Umverteilungen – haben die Bundesstatistikbeamten unbeirrt die altgewohnten Zeit-Verbrauche einer Woche penibel auf jeden Tag umgelegt. Danach benötigen wir eine Stunde und 25 Minuten täglich für „Gespräche und Geselligkeit“, aber drei Stunden und eine (!) Minute für „Medien/Sport/Kultur“. Sind diese vier Stunden und sechsundzwanzig Minuten – nach dem klagvollen „Haben“ von immer mehr Zeit und dem überdrüssigen „Brauchen“ von immer mehr Zeit – ausgerechnet jene Zeit, die wir nun mehren wollten und müssten? Sind damit schon Fragen nach dem Wieviel und dem Wozu beantwortet? Ist da noch Zeit versteckt, um den Alltag trotz „Stress“ zu überstehen? Entsteht da der innere Zwiespalt zwischen Wollen und angeblich nicht Können? Wird da der BLITZKRIEG GEGEN SICH SELBST mit Gräbenausheben vorbereitet?

Der eigene Anteil daran wird gewiss noch selten beachtet wie die häufigen (un)freiwilligen Pausen – der Stillstand vor Ampeln beispielsweise. Er scheint auch bei einer Intensivierung im Lebenszeit-Bereich (analog zur Arbeitshetze) als Ausweg aus dem allgemeinen „Stress“ keine eindeutige Rolle zu spielen. Warum auch bei sich selber anfangen? Wer würde schon ehrlicherwise sagen: Ich gebe mir keine Zeit? „Ich habe keine Zeit“, klingt dagegen irgendwie nach schicksalhaftem Martyrium, nach Dornenkranz und Heiligkeit in Eiligkeit. Warum bei solcher tollen und tausendfach wiederholten Ausrede also stattdessen nicht mit kleinen, persönlichen Schritten beginnen?

Die Antwort liegt bei aller Fadenscheinigkeit der Ausrede keineswegs auf der Hand. Es ist schon komisch. Denn trotz der zumindest wie ein kleines zeitliches Polster anmutenden, weil hochgerechneten Zeit-Zahlen von potentiellen Rationalisierungsreserven im Alltag – beispielsweise beim Brief-Öffnen – wird der scheinbar durchgängige „Stress“ in der NON-STOP-GESELLSCHAFT durch immer mehr Arbeit in immer weniger Zeit und durch immer mehr „freie“ Zeit mit immer mehr „unbezahlter Arbeit“ im „Ehrenamt“ höchst unterschiedlich empfunden. Deshalb ist offenbar wenig Sensibilität dafür vorhanden, dass die Zunahme der Hetze bei der Arbeit durch Intensivierung andererseits nicht durch Zunahme der Hetze in der Freizeit durch „intensiveres Erleben“ auszugleichen sein wird. Gleichwohl versuchen das viele Menschen.

Inzwischen gilt längst das an manche Hauswände in Deutschland gesprühte, ironische „Schneller leben!“. Dabei wird es noch weniger ausgesprochen als das „Schneller arbeiten!“ im Betrieb. Der Grafito-Spruch wird allerdings – im Unterschied zur allgemeinen Akzeptanz im Beruf – im Leben eher belächelt. Als Realität wird er geradezu gelegnet.

Doch so lächerlich ist es wohl gar nicht. Es klingt zwar albern, ein paar Sekunden am Tag gewinnen zu wollen beispielsweise durch den Verzicht, Brief-Post überhaupt noch zu öffnen – doch längst kippen Internet-Nutzer dutzende, manchmal hunderte schneller Sendungen gleich in den elektronischen Papierkorb. Sie vermuten darin „Spam“, jene unerbetene Werbung, die sie im Fernsehen, Rundfunk oder Anzeigenblättern klaglos über sich ergehen lassen. Sie „installieren“ sogar zeitaufwendig zu pflegende elektronische „Filter“, die sogleich die eingegangenen Sendungen ungelesen löschen. E-Mail, die hochgelobte bequeme und angeblich zeitsparende Post-Form, kommt zu einem Großteil nicht (mehr) an. Und niemand findet es lächerlich, dass Menschen da um Minuten ringen mittels elektronischer „Spam-Filter“, die noch mehr Zeit fressen als sie sparen helfen. It's Spam-Time!

Weitere Schritte für die gnadenlos das Selbst und die Zeit auffressende Intensivierungsspirale bei der (sich vergrößernden) „Freizeit“ gibt es bereits, meistens un bemerkt oder – gar akzeptiert. Beispielsweise wird das angeblich „zeitraubende“ Kochen durch allerlei „Fertigprodukte“ wie Tiefkühl- und Mikrowellenkost „erleichtert“. Wobei

es eine Milchmädchenrechnung ist, dabei „Zeit gespart“ zu haben. Denn die persönlich „eingesparte“ Zeit für das Gericht wird an einem anderen Ort, beispielsweise als vorbereitende Herstellungs-, Verpackungs- und Transport-Zeit, in einem vielfachen Maße gesellschaftlich verbraucht. Wer Pech hat, verbringt in Staus hinter Kühllastern mit Frost-Food jene Zeit, die er „spart“, wenn er später „nur noch schnell mal“ eine Pizza auftaut. Selbst die aufzuwendende Zeit zum Geldverdienen für die Anschaffung eines Aufbereitungsgeräts für die „Fertigkost“ wird großzügig unterschlagen. In einer groben Bilanz der Zeitkosten und -risiken kann daher begründet behauptet werden: „Fast Food“ ist die langsamste Form des Fressens. Ungesund ist es obendrein. Man „spart“ Zeit, die man durch giftige Zusätze im Essen doch nicht mehr fürs Leben haben wird: Es stirbt schneller, wer solcherart schnell isst. Bestenfalls gewinnt man ein wenig Zeit, um verfettet und mangelernährt noch mehr Zeit in Krankenhäuser und Kuren zuzubringen. Die eigene Zeit ist damit vertan – und die Anderer, die als „Solidargemeinschaft“ mit ihren Krankenkassenbeiträgen für die Kosten solcher Fehlernährung aufzukommen haben. Es scheint gleichwohl wie ein unumstößliches Gesetz. Darüber wird gesellschaftlich nicht geredet. So wie die Dinge in einer der reichsten Nationen der Welt liegen, so wie Arbeits- und Lebenszeit bereits ver- und aufgeteilt sind, kann es sich anscheinend kaum jemand „leisten“, noch selber zu kochen ...

Oder wer „kann“ es sich schon „leisten“, sich gar im Gegenteil wie beispielsweise die „Slow Food“-Bewegung dem Genießen einfach so und furchtbar langsam hinzugeben? Was auch diese wohl ernstlich gar nicht will. Denn in den zahlreichen „Slow-Food-Führern“ wird paradoxerweise nahegelegt, dafür hunderte Kilometer mit dem Auto zu Restaurants zu kutschieren. Da ist zeitlich in der Bilanz kaum ein Unterschied zum Besuch eines Drive-In-“Restaurants“ einer Fast-Food-Kette. Sollte man für mehr Variete oder mehr Kilometer zum Lokal weniger Zähne putzen? Oder gar keine Briefe mehr öffnen? Obwohl sie vermutlich mehr Werbung für noch abseitigere Restaurants oder Vergnügungen enthalten? Ist eben dafür „Zeit-Management“ nötig, wie es seit Ende der Achtziger Jahre modisch gepredigt wird? Wer wägt das denn schon ab und nach welchen Kriterien? Etwa aus einschlägigen Ratgeber-Büchern zum Zeitgewinnen?

Ein scheinbar kultivierterer Clou ist die „Intensivierung“ der Zeit nicht in der jeweiligen Verrichtung, sondern durch die Kombination von „Bedürfnissen“ – beispielsweise des unterhaltenden Varieté und des Dinierens: Warum in einem Restaurant „nur“ essen, wenn sich dabei gleichzeitig etwas anderes noch „erleben“ ließe? Alles wird so noch intensiver! Die „Erlebnis-Gastronomie“ macht es endlich möglich, dass zugleich das Essen nicht schmeckt und man auch noch fürchten muss, dass der Jongleur seine Bälle in die Suppe fallen lässt. Warum zum Essen überhaupt noch das Auto verlassen? Mit dem man sowieso gerade zum Kino fährt? Und wenn dann ein „Drive-In-

Restaurant“ sogar die nachträgliche Frage des Abwasches auf den Müll der städtischen Straßen und Grünanlagen kippt – warum dann zögern, um Zeit zu „gewinnen“?

So weit, so vermeintlich „witzig“ oder aberwitzig. Es wird wohl landläufig ernster gesehen. Oft wird in anderen Zusammenhängen, insbesondere in der Arbeitswelt, solch Nebeneinander von ungleichen, unzusammenhängenden und anstrengenden Tätigkeiten jedenfalls stöhnend als „Doppelbelastung“ gebrandmarkt. Nicht so in der „Freizeit“! Hier gelten unvermittelt andere Maßstäbe, die trotz derselben zeitlichen Grundhaltung wie bei der Arbeitsintensivierung, genau das gegenteilige Gefühl angeblich auslösen – man fühlt sich nicht noch angespannter durch Doppelbelastung, sondern durch Doppelnutzung entspannter.

Aus dem zitierten klaglosen Freizeit-Beiderlei aber lässt sich im Leben wohl auch nicht immer unbedingt gleich ein „intensives“ Erleben und Vergnügen herauslesen ...

Zu viele Lebensbereiche lassen sich andererseits glücklicherweise noch nicht mit anderen Tätigkeiten verknüpfen. Auch nicht, um „mehr“ Zeit „herauszuholen“. Die Zeit extensiver zu nutzen, sich also mehr Zeit zu lassen, scheint trotz der Zunahme der „freien“ Zeit auf den ersten Blick ohnehin kaum möglich, weil sie (wie die Arbeitszeit) bis aufs Kleinste und allerletzte eingeteilt ist. Aber ausgerechnet dieser, deshalb „frei“ genannten Zeit werden die „Befriedigung“ des menschlichen „Bedarfs“ und seiner Bedürfnisse zugeordnet. Was den Menschen ausmacht, soll er nur da erledigen, wo nicht produziert werden muss.

Doch die landläufig erduldet und gepflegte Lebens- und Zeit-Formel von der „Freizeit“ für die „individuelle Bedürfnisbefriedigung“ und „persönliche Entfaltung“ greift offenbar zu kurz, wenn Leben und Leiden so eng beieinander liegen wie „Stress“ und sinnlos genutzte „freie“ Zeit.

Allerdings sind die Zeit-Verluste und ihre Ursachen (im Detail) meistens noch weniger bewusst als die verschiedenen statistischen Angaben oder die öffentlichen Forderungen und Wünsche zeigen, die hier kurz zitiert wurden. Eine quantitative Extensivierung der Lebenszeit durch Kürzung der Arbeitszeit wird zwar gewünscht. Eine qualitative Extensivierung bei gleichbleibender Arbeitszeit versucht sogar, wer beispielsweise auf (überkommene) Gewohnheiten verzichtet, Hausarbeiten meidet oder nach außen verlagert. Wäsche wird dann nicht mehr selbst, sondern in der Reinigung gepflegt.

Aber eben nur Wenige nutzen „frei“ werdende Zeit statt dessen um im Gegenteil einmal mit Hingabe und Liebe zu kochen oder wieder einmal das Theater zu besuchen oder das Buch «Die Entdeckung der Langsamkeit» beim Kaminfeuer zu schmökern.

Davon später noch.

Warum aber sind die all-täglichen, hier nur an wenigen Beispielen gezeigten Zeitverluste bloß so unbemerkt? Oder weshalb sind sie trotz aller Debatten um Reformen so wenig bewusst? Sind sie am Ende gar unbewusst? Spielen da die Gefühle noch andere Streiche, als Zeit „nur“ als Stress zu fühlen, wo doch mehr freie Zeit denn je gegeben ist? Wenn etwas bereits Vorhandenes und Wertvolles wekommt, ist man gemeinhin trauriger! Ist man sonst nicht enttäuschter, wenn einem plötzlich „etwas fehlt“, was man zum Leben braucht? Oder wenn man Fehlendes wie das Glück erst erreichen muss? Aber „die Zeit“ wird geradezu „gestohlen“, sagt der Volksmund. Etwa von bösen, listigen „Zeitdieben“?

Wir kennen diesen Verlust doch vielfältig und konkret. Beispielsweise negativ von den sogenannten „Fehlzeiten“ im Betrieb oder Büro. Oder als Zeitverlust, wenn wir an den kurzen Urlaub denken und sehen, wie die vielen, vielen Stunden mit Malochen dafür verstreichen ...

Wenn also Zeit, die man zur Verfügung hat, „wegkommt“ (durch Anforderungen oder Angewohnheiten), sollte man doch wohl etwas trauriger sein als müsste man diese Zeit erst erarbeiten, „gewinnen“ oder „sparen“! Widerspricht nicht der tatsächliche oder empfundene oder unbemerkte „Überfluss“ an eigentlich „freier“ Zeit dem gleichzeitig empfundenen „Stress“, dazu dem begreinten „Mangel“ an Zeit und dem angeblichen Wunsch nach mehr Stunden am Tag? Trotz oder gerade wegen der zeit-raubenden Gewohnheiten? Ist dies nicht eine Spirale von ähnlicher Heftigkeit und Tragweite wie die Intensivierungs-Spirale der Arbeitszeit? Steht immer mehr „freie“ Zeit einem größeren Verlust an „Freiheit“ gegenüber – gibt es also trotz der Zunahme der „Freizeit“ immer weniger „freie“, weil ungenutzte Zeit?

In diesem Buch werden diese vielen Probleme und schwierigen Fragen nicht aufgelöst oder beantwortet. Dazu muss sich jeder selbst die Zeit nehmen. Denn diesem Essay liegt die Einsicht zugrunde, dass einerseits jeder von uns einen BLITZKRIEG GEGEN SICH SELBST führt. Andererseits sind die Bedingungen, mit Zeit und dem Leben sorgsamer umzugehen, in unserer Gesellschaft in den vergangenen Jahren ärger geworden, obwohl die Rahmenbedingungen günstig wie nie waren – und sind. Die NON-STOP-GESELLSCHAFT stellt die Zukunft bereits jetzt auf eine kritische Bewährungsprobe. Beides muss zusammen betrachtet werden. Nicht zuletzt, weil „die Wirklichkeit“ und „die Wirtschaft“ inzwischen oft unheilvoll verwechselt werden. Viele der hier angesprochenen Probleme stammen aber aus einem der beiden Bereiche.

Weil es nicht einfach ist, sich dies einzugestehen und Perspektiven zu finden, folgt dieses Buch einem Rhythmus des Lesens, der kein weiterer Veitstanz um das Tempo sein soll. Es soll nicht noch mehr Druck entstehen. Beispiele, Berechnung und Bedenken werden immer wieder aufgenommen. So wechseln sich immer wieder Beispiele zum Autofahren oder zum Essen, mal zum Fernsehen oder mal zur Techno-Musik mit Witzen

über Manager oder Weisheiten von Politikern und umgekehrt ab. Sie werden variiert. So übt sich jeder im eigenen Erkennen. Oder sie werden in neue Zusammenhänge gestellt – immer wieder, um zu sehen, wie sie als Beispiele für verbreitete Widersprüche teils so sehr wackeln bis sie vermeintlich sitzen.

Offenkundigen Widersprüchen wird heutzutage nicht zuletzt wegen der Eile nicht widersprochen – sie werden landläufig gerade gebogen. Es ist eine weitere Übung, die Ecken und Kanten zu kennen statt ihnen auszuweichen. Es ist, als würde man gelassene Tanzschritte zu einer besonders ins Bein gehenden Melodie lernen, ohne dabei die eigenen Füße aus den Augen zu verlieren und an die Unmöglichkeit des Stolperns zu glauben. Denn es geht nicht darum, schnell einfache Lehrsätze herzuleiten. Deshalb stehen „große“ und „kleine“ Beispiele neben einander: Aus der Welt und dem Wohnzimmer, vom Naturrhythmus und vom Uhrwerk, von der Ferne und dem Fernsehen. Es ist nicht naheliegend, aber nötig. Es reiben sich so fern liegende Ebenen wie „Stress“ und „Macht“ oder „Stille“ und „Ohnmacht“ aneinander. Nicht nur „harte“ Fakten zählen dabei, sondern auch das „weiche“ Fühlen – das Wissen und das kaum Bewusste ebenso wie das Nichtwissen und Unbewusste. Es geht nicht allein um Zahlen oder Statistiken, sondern ebenso um Ängste und Sorgen.

Da würden schnelle Schlüsse eher ins Straucheln bringen, so wie auch zu schnelle Schrittfolgen. Wie es beim Tanzen sowieso nicht darum geht, schneller als andere „fertig“ zu sein oder „der Beste“. Nur das Vergnügen am und beim Tanz zählt. Man muss die Schritte beherrschen, um sich später unabhängig, selbstbewusst und anmutig bewegen zu können. So ist es auch mit der Zeit. Man übt.

Deshalb scheint manches – wie oft im Leben und beim Tanz – wie eine Wiederholung, eine immer gleiche Schrittfolge. Anderes kommt schon beim ersten Mal plötzlich bekannt vor. Und vieles löst die Freude des Wiedererkennens aus wie eine schöne oder scheußliche Melodie. Anderes wird bei einer Wiederholung oder Abwandlung plötzlich unerwartet fremd. Doch Fremdes kann oft näher liegen als das vermeintlich Naheliegende.

Das soll mit einer sokratischen Sicht auf die Dinge erreicht werden, auch wenn sie zunächst altmodisch, ja umständlich erscheinen mag. Am Ende wird nur stehen, was jeder für sich aus den Beobachtungen und Anregungen zum Nachdenken macht. Es geht, zusammenfassend und vorausgreifend gesagt, in der Bilanzierung der Zeitprobleme und den Schlussfolgerungen um die Fragen:

- Warum „Arbeitszeitverkürzungen“ und „Zeit-Management“ einander widerstreben .
- Warum „Rentenkrise“ und Arbeitslosigkeit oft als Geld-Problem missverstanden und nicht als Zeit-Problem gesehen werden ...
- Warum eine ökologische Time-Watch-Bewegung notwendig ist ...
- Wie sich Zeit zu haben lernen lässt ...

